

Die Welt einer einstigen Diavolezza-Hüttenwartin

Autor(en): **Langer, Bernd**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **22 (1980)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Welt einer einstigen Diavolezza-Hüttenwartin

von Bernd Langer

Wie starrt hier das Eismeer gewaltig und groß!
Rings Kuppen und Hörner, Koloß auf Koloß,
Erheben sich breit und gewichtig.
Ich schau in die riesigen Massen hinein,
Da scheint mir das Sein
Des einzelnen, endlichen Menschen so klein,
Da scheint mir sein Treiben so nichtig.

Heinrich Leuthold (1827—1879)

«Diavolezza» — ein Zauberwort, eine Faszination, ein Anruf sondergleichen. Ein Ziel, das den Schauenden in ein Meer von Staunen und Verzückung stürzt, denn er ist auserwählt, in dieser Welt zu leben. Es ist ein königliches Leben, es tönt wie eine mächtige Symphonie. Hier im Angesicht des Ewigen erhebt sich namenlose Siegesfreude für den Bergsteiger, es verdichtet sich die Anklage für Menschen, die die Stimme ihres Gewissens überhörten und nun im inneren Konflikt mit sich selber stehen, es bringt für jene anderen Erfüllung, die Bestätigung erfahren wollen, daß sie mit sich selbst im Frieden sind und so auch mit der Welt. Hier! Und in dieser Stunde! Mit sich selbst und der Welt in Frieden sein: ungeheuer Schwerwiegendes verbirgt sich hinter dieser Formulierung. Warum gerade hier? Gibt es nicht auch das Meer, die Wüste, die blumenreiche Wiese, die Schönheit von Lärchen, Birken und Föhren?

Nur ganz wenige Plätze gibt es in den Alpen, die einem Vergleich mit der Diavolezza standhalten — mit dieser einzigartigen Schau eines Gartens im Eis mit Eislawinen, Hängegletschern, lotrecht herunterbrechenden Eiswänden, Eisbalkonen, gigantischen Gletscher-

spalten, weißblaugolden leuchtenden Firngraten und — den Teufelspfaden des Todes. «Diabolus»: der Teufel und Verleumder in den alten Sprachen, die das Auseinanderwerfen, Durcheinanderwerfen, Entzweien ausdrücken wollen. Hat man bei der Namensgebung daran gedacht, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, ein Übel durch ein noch größeres zu bekämpfen?

«Diavolezza» — Sturz ins Unendliche. Himmelsnähe, Verzauberung und Ahnung eines Privilegs! Könnte man heute noch einmal diese festliche Pforte in den einstigen Zustand von schwieriger Erreichbarkeit versetzen und wollte man dann den Posten des Hüttenwarts in der europäischen Presse öffentlich ausschreiben, so wäre die Zahl der Bewerbungen nicht abzuschätzen. Vor allem würden es Angehörige der Intellektuellenschicht im Besitz gutdotierter Stellungen sein, die sich bewerben würden, wie dies vor kurzem bekannt wurde, als es darum ging, eine Schäferstelle in abgelegener Heidelandschaft zu besetzen. Es ist dies ein Beweis dafür, welchen Grad unsere Verfremdung erreicht hat und wie sehr ein Elias Canetti im Recht ist, wenn er sagt, daß es vielleicht überhaupt nichts zu wissen gibt und daß alles Falsche nur entsteht, weil man es wissen will . . .

Es ist im Spätsommer des Jahres 1938. Wir schauen in das engzeilig beschriebene Hüttenbuch. Gute 50 Jahre Begegnungen sind in diesen Büchern aufgezeichnet. Namen an Namen, Daten über Daten, Marginalien aller Formen. In der «guten, alten Zeit» bestechen sorgfältig-



Diavolezzahütte,
August 1938.

korrekte Schriftzüge, exakte Angaben des Standes, sachlich artige Bemerkungen. Man spürt geradezu hautnahe die Erlesenheit der damaligen Gesellschaft, das Vorherrschen des aristokratischen Elements, die Schicht der Privilegierten. Vor 1914 dominieren Fürsten, Magnaten, Beamte und Offiziere aus fast allen europäischen Ländern einschließlich der weißrussischen Gebiete. «Notar mit dem Range des Oberamtsrichters in L.»: so lautet eine Eintragung, die ein Spötter mit einer winzigen Korrektur köstlich verändert: «Notar mit *der* Range des Oberamtsrichters in L.» Der Ziegenhirt Josef Nicca von Bergün vermerkt im August 1908: «Dieser schöne Bernina.» Dieser alpine Palast kann nicht femininen Ursprungs sein! Am 17. Dezember 1907 lautet eine Notiz: «Skitour bei schönstem Wetter.» Es sind dies Joh. Gutscher und Joh. Fimian, «Diavolezza-Patron», mit zwei Mitgliedern der Sektion Bernina des SAC. Auch Siegfried Wagner, der Sohn Richard Wagners und seiner zweiten Frau Cosima, Tochter von Franz Liszt, hat sich mit künstlerisch schwungvollen Schriftzügen eingetragen. Am 13. September 1909 rastet Dr. Felix Calonder mit Claudio Saratz, Hans Grass und And. Gredig-Fancone auf der Diavolezza. Claudio Saratz, der damalige Gemeindepräsident von Pontresina und alpine

Pionier, versuchte schon im März 1894, mit seinen primitiven Skis von Pontresina aus die Fuorcla Surlej zu überschreiten.

Nach der Jahrhundertwende wird die Diavolezzahütte zum Refugium der Skifahrer, die hier kurze Rast vor Antritt ihres noch größeren Unternehmens einlegen. Doch schon zu Beginn dieser bedeutenden Epoche erschüttert eine Katastrophe die Engadiner: am Montag, dem 19. Februar 1906 — einem milden, unheilswangeren Tag — löst sich nahe der Moräne des Palügletschers eine Lawine und begräbt einen von Samedan her kommenden 28 Jahre alten tüchtigen Skifahrer namens Colsmann unter einer tiefen Schneeschicht. Er war mittags in der Hütte angekommen und nach kurzer Rast aufgebrochen — voll auf sein Glück und seine Erfahrung vertrauend . . .

«Die weiße Hölle vom Piz Palü.»

Dieser Titel ging um die ganze Welt, machte Furore und bleibt unvergessen. Es steckt etwas unerhört Faszinierendes in dieser Diktion, aber auch harte und schmerzliche Erfahrung. Dr. Arnold Fanck, der Filmregisseur, mußte anfangs die Titelwahl verteidigen. Einige hätten lieber vom «weißen Paradies» gesprochen. Doch der die Idee zu diesem Filmschauspiel hatte, war ein zünftiger Alpinist, einer, der einen seiner liebsten Freunde, den Schweizer

Walter Schaufelberger, am Piz Palü verlor und in der verglasten Crast'-Agüzza-Nordwand in einem 26stündigen Schneesturm das Höllische erfuhr.

«Schmaladida saja quaiſt'alp e sia pas-chü-ra!» (Verflucht sei diese Alp und ihre Weide!)

Im Toben der Stürme wird auch die Stimme des klagenden Geistes der «Mort Aratsch»-Jungfrau Annetta hörbar, der schaurige Gesang um den Untergang eines blühenden Tals im Strom der Eislawinen. Die Gedanken des in der eisigen Wand Stunde um Stunde während eines ganzen Tages und einer langen Nacht hängenden Mannes gehen immer wieder zu dem Bild der Hütte zurück, zur zurückgelassenen und wartenden Welt der Geborgenheit, der Atmosphäre von Wärme und Traulichkeit. In diesen Stunden um Leben und Tod wächst das Bewußtsein des Unermeßlichen ins Gigantische. Es fällt das letzte Maskenhafte ab.

«Ich bin ein Denkmal Gottes. Meine Sekunde ist euer ganzes Leben.

Knöpfe auf, o Mensch, das Gewand deiner Seele und öffne dich, daß das Höhere von dir Besitz ergreife und dir Schwere gebe.

Denn ihr Menschen kommt von zuvielm her und bewegt euch auf zu wenig weiter.

Das muß sich endlich ändern!»

So spricht der Berg, der sich wehrt und unangetastet bleiben will von Menschenspur.

Dort ist die Hütte. Und dort ist auch der Hüttenwart. Ein Gastfreundlicher. Ein Wartender. Aber auch ein Warnender. Denn da sind die Leidenschaftlichen, die Freiheit und Befreiung Suchenden, die wirklich Erfahrenen und die Scheinerfahrenen, die Jahr um Jahr kommen und schweigen. Hans Roelli von Pontresina sagt:

«Schnee macht die Heimkehr wunderbar,
die Tür geht auf, der Lampe Schein
geht über das verwehte Haar —
und Liebe wartet. Trete ein.»

Der Dichter weiß von der Melodie, die entstehen muß, wenn Schnee das Herz und den Fuß wiegt. Es wird Licht zu jeder Nachtstunde, denn Schnee bricht Dunkelheit, läßt aber auch leicht die Richtung verlieren — das

Ziel. Um so beseligender ist dann der Gruß, den die Hütte in der Stunde der Ankunft schenkt. Nach dem Kampf mit Titanen wird das Aufatmen im Schutz eines Refugiums, dessen Standort man wußte und dessen Existenz und Ausstrahlung im Kampf Rückhalt verlieh. «Die Hütte» — ein Zauberwort, gleich ob sie bewirtschaftet ist oder nicht. Doch welches hohe Gefühl, wenn ein menschliches Wesen an diesem Ort von Weltferne mit fürsorglicher Hand und schönstem Eingestimmtsein auf Alpinistenseelen unter traulichem Lampenlicht und bei knisterndem Feuer wartet, verläßlich im Fluß der Tage und Nächte wartet.

«Lauter schöne junge Leut san mir . . .
Lauter schöne junge Leut!
Wenn wir junge Leut net wärn,
Wer soll das viele Geld verzehrn?
Lauter schöne junge Leut san mir . . .
Lauter schöne junge Leut!»

So singen sie und freuen sich in der Geborgenheit der Hütte ihres Lebens. Sie waren noch einmal davongekommen. Sie hatten aufgeschaut und den Berg wanken gesehen.

«Wer wankt? Ich? Der Turm? Bei Gott, er neigt sich lautlos. Er birst mitsamt seinem Riesensockel in Riesenklötze! In Tigersätzen geht es hinunter! Hinaus! Zurück! Eislawine . . . Turm gestürzt . . . Wir erstarren für Sekunden und lauschen — es ist kein leisester Ton zu hören. Aber es muß doch sein. Und huschen weg und lauschen wieder . . . Sekunden . . . eine . . . zwei. Jetzt: ein unheimliches Murren droben. Ein Grollen . . . da: der Berg dröhnt. Vorgeschossen wie Riesentorpedos aus Phantasiegeschützen zwischen Eisteufel und Qualm. Wischen über unsere Spuren. Größere poltern nach, kleinere rauschen als Strom hinterher, grollen, zischen, verebben. Lautlose Stille wieder. Wir schweigen, aber unsere Herzen zittern, und unsere weißen, seltsam verlegen-verzerrten Mienen sprechen. Gedanken wie ‚Was meinst — zehn Minuten später‘ machen wir uns nicht, sondern packen ohne viel Gerede die rotbraune Wand an, stoßen auf die nächste Gratstufe vor, überwühlen dann im tiefen Schnee auf Lawinenbahnen einen Schrund, stoßen keuchend in einer steilen schneegefüllten Rinne vor, um den Grat wieder zu gewinnen. Plötzlich wird's dunkel. Flocken wirbeln, Nebel umfängen uns, der Grat scheint ins Unendliche hinaufzuklettern in erdrückender Steile, der Neuschnee wächst, das Gewirbel umbrandet uns dick und lästig. Man stapft trotzdem

noch weiter bis es gar zu dick kommt, eine kleine Beratung nötig wird: Umkehr . . .»

Die Hütte — was könnten all die Hüttenrefugien inmitten der Weiten und Symphonien des ewigen Eises erzählen! Hier bricht die große innere Stille in das Herz des Wanderers ein, den das Heimweh nach Ferne und Freiheit aus dem heimatlichen Hause trieb, und sie verjagt alle kleinlichen Reflexionen, löscht sie lächelnd mit leichter Hand aus. Doch in dieser Transparenz von Stille und Einsamkeit, in der Wucht wunderbarer Schönheit ersteht auch das Bild des anderen, den man ersehnt und neben sich haben möchte. Denn auch er ist auserwählt. Hier im Angesicht der klaren Firne mit ihren Eishelmen und -katarakten, im Blick der marmorweißen Palü-Gralsburg mit ihren drei Pfeilern gotischen Gepräges und in der Großmusik brechender Lawinen und gewaltigen Windspiels in den Gefilden der Gipffluren atmet jenes Geheimnis der Größe, das uns deutlich macht, was wir nicht sind. Und wir ahnen, wie blindwütig der Wettkampf ist, den eine gewisse Schicht von Menschen um und gegen die Erde führt. Dabei ist nichts anderes zu tun, als die Welt zu verewigen. Diese Gletscherwelt kündigt uns die Ewigkeit, hämmert uns ein, daß sie ein Denkmal Gottes ist, eine Beschwörung, ihr ehrfürchtig zu lauschen, vor ihr in Demut und mit einem höheren Hören in die Knie zu gehen. Wir sollen uns durch und durch so erschüttern lassen, wie es 1786 Joh. Baptist von Tscharner geschah, der angesichts der «Treppen von kolossalischen Stufen aus edlen Smaragden» erfährt, daß «da die Seele hinaufsteigt zum hohen Altar der Gottheit, wo auf dem lebenden Throne im hohen azurnen Gewölbe die allmächtige Hand der Schöpfung dich ehret». Auch einen so genialen und universalen Leonardo da Vinci ergriff hier in der Welt des Bernina die Fuge der Ewigkeit.

Den Bergsteiger packt es, wenn er noch zu nächtllicher Stunde aus der Hütte tritt: es funkeln die Sterne, und als einziges Licht am Himmelsgewölbe leuchtet die Milchstraße den Palügipfel an, wie es ein Leuchtturmstrahl vermag. Die Einmaligkeit und das Geheimnis des

Lebens sind plötzlich ganz nah und durchsichtig. Der Dichter aber glaubt alles zu schauen, er kreist auf eisiger Bahn ganz nahe bei Gott wie nach dem Tod, er ahnt, daß er wird weinen müssen, weil er die Erde verlor . . .

Doch es sind immer wieder Kriege und Verfolgungen, es suchen Millionen ein Fleckchen Erde, wo es sich im Reichtum der Armut «frei von den Ketten des Weltgewirrs», wie es J. Gaudenz v. Salis in seinem Gedicht «Die Einsiedelei» sagt, leben ließe.

Werden wir überhaupt noch eine ruhige Zeit erleben? Draußen vor dem Fenster stehen die Berge in unerschütterlicher Ruhe und Größe und verhüllen fast Tag für Tag ihr Antlitz, verstecken sich hinter Wolken und Nebelschleiern — wohl, um dies verrückte Geschehen der Menschheit nicht zu sehen.»

So fragt einer der dann später am Berg Gestorbenen. Der Kontrast zwischen den Friedensmenschen, die dann und wann ihre Kampfeslust am Berg erproben und da um ihr eigenes Ich ringen, und jenen anderen, die Kriege ausbrüten und Flucht und Heimatlosigkeit vorbereiten, wird uns in erschreckender Wirklichkeit offenbar.

Die Hüttenwartin, die uns auf diesem majestätischen Grat empfängt, hat das alles in den sieben Jahren ihres Hierseins in sich genommen. Sie ist die Schwester des dann 1951 durch Lawinensturz an der Ova dal Sagl bei Zernez ums Leben gekommenen Bergführers Johannes Götte und hat ihr Domizil von 1932 bis 1946 an diesem lärmgeschützten Ort. «Lärm ist Prätension des Proleten» — so sagte es Henry Hoek. Damals gab es alljährlich zwei Zeitpunkte, an denen die Hütte vom Hüttenwart wieder in Besitz genommen wurde: zum Beginn der Sommer- und der Wintersaison. Die Tage des Abschieds von oben, von der Berninagruppe als der Königin des Engadins, waren für die Hüttenwartin einst sehr schwer. Denn es hieß, einzutauchen in das Stimmengewirr der Talbewohner. Es hieß, all das Große zurückzulassen und nicht mehr verschmolzen zu sein mit dem einzigartigen amphitheatralisch aufgebauten Massiv,

dem Feuer der Sonne, den Wettern und Stürmen, es hieß, nicht mehr das Gemälde jungfräulicher Reinheit, schimmernder Schneemäntel, funkelnder Eiswände und silbergetriebener Panzer bestaunen zu dürfen. Was blieb, war nur eine glühende Meditation, eine, die aber nicht mehr im Rausch der Wirklichkeit einmündete. Es war geradezu unfaßbar, von hier fortgehen, heruntersteigen zu müssen. Und es bedurfte manchmal eines gütigen Zuredens der im Tal wohnenden Eigentümer, um dies auf sich zu nehmen — für acht bis zehn Wochen, denn dann gab es ja das Fest der Rückkehr.

«Erst im Exil kommt man darauf, zu einem wie wichtigen Teil die Welt schon immer eine Welt für Verbannte war.»

So weiß es Elias Canetti. Und so wie uns treibt es nicht wenige in diesem letzten Friedensjahr 1938 da hinauf. Das Gespenst der Verbannung steht wie ein Menetekel im Raum. Düstere Wolken verfinstern die «Gefilde der Seligen». Hier aber ist das Unzerstörbare, und wir wollen es mit uns nehmen, damit wir uns festhalten können und jede Unterwerfung verweigern. Greifen wir aus dieser Schar einmal drei Wanderer heraus und suchen, so wie wir es im Gespräch mit der lieben Hüttenwartin taten, in ihr Inneres zu schauen.

Fürst Starhemberg wird ewig in Erinnerung der die Hütte schützenden Frau bleiben. Ein prächtiger, einfach sich gebender Mann, der nicht anders denkt als sie. Der auch die Menschen kennt, sich nicht durch hohle Worte irremachen und die Geltungssüchtigen links liegen läßt. Einer, der Kommendes ahnt und an diesem erhabenen Platz seine Erschütterung zu erkennen gibt, daß so viele — nicht zuletzt unter den Intellektuellen — nur mit dem Haß leben können und ihn fortgesetzt predigen. Das sind kranke Menschen, die ihre Häßlichkeit mit Hetzreden verdecken wollen.

«Warum hassen sie mich? Warum stellen sie meinem Leben nach? Was überhaupt wollen sie von mir?»

Er liebt sein Land. Dort sind Menschen, die in Frieden leben könnten, wenn man sie nur

in Ruhe ließe und sie mit jenen Demagogen verschonen würde, welche von einem eifersüchtigen Verlangen nach *der* Macht verzehrt werden, die sie noch nicht erlangten. Einer seiner Vorfahren verteidigte 1683 das von den Türken belagerte Wien. Wird es zu einer neuen Belagerung kommen? Er sieht sich schon auf der Flucht: er kann die Volksaufwiegler nicht mehr sehen — Menschen, die von einem unersättlichen Ehrgeiz und Geltungsbewußtsein getrieben werden und unfähig sind, aus vergangenen Leistungen Befriedigung zu schöpfen. Er mag nicht Augenzeuge neuen Terrors sein und wird seine Güter im Stich lassen müssen — andere werden sie ihm gewissenlos nehmen. So geschieht es dann auch, und er muß ungeheures Leid über sich ergehen lassen, da er die von den Nazis geraubten Güter nach seiner Heimkehr aus Südamerika zurückgewinnen möchte. Maßlose Verleumdung wird sein Leben verbittern und schließlich zerstören. 1956 ereilt ihn während einer Kur in Schruns der Tod durch Herzschlag. Hier im Angesicht ewiger Größe ist seine Frage: ist der Krieg wirklich das so selbstverständlich Gewordene, daß die Menschen darin schon ganz heimisch werden, sind Haß und Hetze das wirklich Nötige, um dem Christentum Genüge zu tun? —

So manche Aristokraten Osteuropas schauten hier staunend gebannt das ungeahnte Wunder dieser so anderen ewigen Welt. Sie zitterten angesichts der Sturmzeichen, die sich über Europa türmen, doch wie sollten sie ahnen, daß sie selbst bereits im nächsten Jahre mit der Ziffer 1939 aller ihrer Güter werden verlustig gehen und nur mit dem, was sie auf dem Leibe tragen, auf der Flucht sein werden.

Auch einem König wurde die Diavolezzahütte zum Refugium: Leopold III., der nach Albert I. Belgiens Thron und Krone innehat. Leopold geht ganz seinem Vater nach: er will nicht erkannt werden. Er harrte drei Nächte auf der Hütte aus, um die Palü-Ersteigung möglich zu machen. Doch es bleibt Schlechtwetter. Auf dem Rückweg hält er im Gasthaus Berninahäuser Einkehr. Toni Spinass von Sil-

vaplana soll sein Gepäck von der Hütte herunterholen. Als Trudy Fimian von den Berninahäusern ihm dann sagt, wer der Bergsteiger war, schüttelte er den Kopf: «Ein König? Der hat doch gekocht, als ich kam!»

Leopolds Frau Astrid stirbt durch Unfall bei Küßnacht. 1939 geht der König in Kriegsgefangenschaft, nachdem er zuvor in einer Botschaft an die Welt die Frage stellte, ob sich unser Kontinent selber zugrunderichten wollte. Er weigerte sich, unter deutscher Herrschaft seine Befugnisse auszuüben. Wie sein Vater sah er das Bergsteigen als eine «Moral- und Gesundheitskur». Er hätte gern die kriegslüsternen deutschen Generale hier herauf geführt, um ihnen zu zeigen, daß es andere Ziele gibt, andere Wege zu Ruhm und Tapferkeit.

Aus der Schar der Diavolezzagäste greifen wir als letzten einen heraus, den sein tragisches Schicksal in die Welt der Gipfel treibt und nach einem Höhenflug sondergleichen in einem Abgrund enden läßt. Die Hüttenwartin hat seinen Namen nicht erfahren. Das Hüttenbuch läßt er unbeachtet. Er steht gebannt und wie erstarrt im großen Schweigen. Es fällt kein Wort und keine Frage. Dabei ist er ein Meister der Sprache und Interpretation, anerkannt und verehrt von Tausenden seiner Hörer in den Sälen der Universitäten, die er mit seinem zündenden Wort in freier Rede mitreißt, in welchem Kontinent es auch immer sei. Zum Kreis seiner einstigen Freunde gehören verschiedene Staatspräsidenten, so auch Roosevelt und Wilson, Historiker, Dichter und Philosophen vieler Nationen. Eines seiner Bücher ist «Frau Lou Andreas-Salomé in Freundschaft und Verehrung» gewidmet. Er kennt den Namen eines Dr. Paul Rée, der von der Lou alleingelassen ein Jahr nach Nietzsches Tod im Absturz der Charnadüra die Erlösung suchte. Diesem der Hüttenwartin unbekanntem Wanderer ging die Bedeutung Nietzsches für die «Lebensanschauung der Gegenwart» als einem der ersten schon zu dessen Lebzeiten auf. Er war überzeugt, daß im Bereich des Christentums in nächster Zeit weitreichende Entscheidungen und Neubildungen

folgen müssen. Hier wären noch die Namen der diesem Gelehrten nahestehenden Dichter Rilke und Gerhart Hauptmann zu nennen, da sich so der Kreis der Engadinliebenden schließt.

«Was klagst du über Feinde? Sollten die je werden Freunde, denen das Wesen, wie du bist, im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?»

Der Hörsaal jubelte, als er seine Studenten auffordert, so zu leben, daß alles Dumpfe und Abgelebte, alles Unehliche und Unwahre sich an ihnen ärgert, daß Feinde werden, die mit allen Waffen der Gemeinheit gegen sie arbeiten. Goethes Wort soll so wahr werden.

Er heißt Eugen Kühnemann, er liebt die Berge des Wallis und des Engadins und hat bereits, als er auf der Diavolezza steht, den Gipfel des Lebens hinter sich gebracht — an jenem Tag, da es ihm glückte, in einem schlesischen Gebirgsdorf ein altes Bauernhaus zu erwerben. «Ich bin Eugen Kühnemann von Fischbach im Riesengebirge.»

So bekennt er stolz und will keinen Titel und keine andere Anschrift. Er wünscht so klein und doch erhaben zu leben wie die Gebirgler hier oder in der Schweiz. Von Ohio und von Texas — seine Auslandsreisen als «Austauschprofessor» erstrecken sich über 27 Jahre — kabela er heim: «Pflanzt viele Blumen!» Er kehrt am Ende seiner Lehrtätigkeit als Literaturhistoriker der Stadt den Rücken und segnet sein kleines Bauernhäuschen. Dort schreibt er seine Werke über Schiller, Hegel, Herder, Goethe, Spinoza, Kant, Tolstoi und Turgenjew.

«Es gibt ein reiches Leben im Geiste der Neuzeit nur dort, wo jedes Volkstum in sich gefestigt auch die fremde Art versteht und in ihr lebt als in einer Ergänzung der anderen Wesenheit.»

Aus dieser Haltung heraus ging er als Sendbote seines Volkes nach Nordamerika und brachte die Ehrendoktorate der Harvard-Universität und der von Wisconsin heim. Und doch ist er ein armer Mensch, einer von den nicht wenigen, die bei aller eigenen Erleuchtung die Selbstüberwindung suchen, den Frie-

den mit sich selbst und der Welt, einer von jenen, für die ihre äußere Ehre und ihre Auszeichnungen nicht mehr die wahren Schätze sind, vielmehr ihre Grundeinstellung des In-nichts-mehr-mittelmäßig-Seins. Hier oben auf dieser Himmelskanzel genannt Diavolezza steht er in Zerknirschung und Widerstreit und sucht angesichts der majestätischen Reinheit einer ewigen Gletscherwelt die innere Festigung. Er hat eine Frau, er hat sie vor 20 Jahren stolz und sieghaft zu sich geholt, er weiß von ihrer Seelenreinheit, aber auch von den beiden entgegengesetzten Polen des Geistes, die in den Ehejahren geworden sind und an denen sie ihr Leben hinbringen. Er verwünscht die «kümmerlichen Moralbegriffe», fühlt, wie sein Leben erstickt, spürt in der Seele das Gewicht der Nichterfüllung und dies um so mehr, weil sein Wesen ganz und gar Liebe ist und sein Trieb die Ganzheit sucht. Er weiß sehr wohl von dem Gesetz der Treue, das bestehen bleibt, auch wenn die Jugendtriebe in der Ehe nichts mehr bedeuten.

«Was hat man dem besten Menschen angetan!»

So arbeitet es in ihm, so zerrissen steht er vor dem blendenden Weiß der Firngrate. Der Selbstvorwurf zerreißt die Seele. Und er fragt dann doch, ob dies alles wirklich hätte fehlen dürfen im Leben, ob nicht all dieses Unaus-haltbare und Schicksalshafte die Seele erst reif macht zum großen Begreifen.

«Menschenleben soll und kann ohne Schuld nicht sein. Ob man die Schuld im Ganzen des Lebens überwindet, das entscheidet. Die ganze Frage ist, ob die Schuld uns niederzieht, klein und gemein macht oder ob sie uns — trotz allem — erhebt und adelt.»

Hier im Angesicht der eisigen und ewigen Dome festigt sich sein Entschluß, ein «Lebensbuch» zu schreiben. Er will versuchen, wie überall, so auch hier in dem schweren Konflikt wahr zu sein — jenem Konflikt, in den er geriet, als eine andere Frau in sein Leben trat. «Vielleicht hilft es diesem oder jenem»: so werden es dann Tausende in seinen Erinnerungen lesen. —

Der Berg erlebt sie alle, hört sie und verschließt, was er hörte. Die aber alles abschütteln und ihr Gewissen wegstoßen, auch hier im Angesicht des Ewigen, verdienen nicht, gesehen zu werden. Sie leben nicht, sie sind tot und ein Ärgernis, mögen sie sich noch so sehr im Glanz von Titeln und Siegen bewegen. Die Hüttenwartin sieht sie alle: die von dem Gewaltigen dieses Tempels funkelnder Eiswände Niedergerungenen und um die Gnade der Selbstüberwindung Betenden und die anderen — die über und über Geltungsbewußten, Überlegenen und Heuchelnden. Hier ist das Schauspiel der Gesichter, der Charaktere. Charakter ist doch von einer sternartigen und unveränderlichen Größe, wie es Emerson präzisiert. Hier in der Nähe des Firmaments gibt es für die Hüttenwartin keine Unklarheiten. Mögen die Stahlseile in dem Wüten von Orkanen rütteln und zerren, mag die Hütte im Toben der entfesselten Elemente zittern, mag ein Trommelfeuer von Blitzen und Donnerrollen, mögen tagelang wütende Schneestürme hereinbrechen: der Hüttenwartin Herz schlug ruhig. Denn Größe überträgt sich, verleiht dem Demütigen Größe.

Auch diesem so unbeirrbar schweigenden Mann aus dem Osten sieht sie Größe an. Einer, der kämpft, der sein Herz wenden will, der diese Eiswände als Zeichen zu neuem Beginnen, zum Durchhalten, zum Begreifen, ja zum Verzeihen sieht, in sich verankert und im Gedächtnis behalten will. Wer kann ahnen, daß der Tag nahe ist, an dem in dem Fischbacher Bauernhäuschen fremde Menschen wohnen werden. Denn die Nationalsozialisten, von denen er eine Wiederherstellung des Reiches in den Grenzen von 1914 erwartete, richteten — wenn auch erst in den letzten Stunden ihrer Zerstörungswut — auch das schlesische Land zu Grunde. Der Gelehrte wird in seinen letzten Tagen, da er sich weigert, nach dem Westen zu gehen, zu Fuß nach Agnetendorf eilen, um bei Gerhart Hauptmann sein «Recht» zu suchen. Es gelingt ihm, dahin zu kommen. Er sieht einem Landstreicher gleich, denn man hat ihm nichts gelassen — kein Manuskript, nichts. Es gibt kein



32/40 „Mon“

Hitz Leo

Hitz Leo: Mon, Holzschnitt, 37 × 46 cm

Recht und keine Hilfe. Er verhungerte. In seinen letzten Gedanken tauchte auch das Bild auf, das er auf 3000 Meter Höhe in sich verankerte. Er war von dort mit dem festen Willen geschieden, hart zu bleiben wie jene, die den Palü angehen. Denn in diesem Festsaal der Alpen läßt sich nur mit dem Stahl der Seele operieren, mit der Härte des Willens und dem Diamanten Selbstüberwindung. Er starb wie einer, der sich weigert, umzukehren und es vorzieht, an der Wand auf Tod und Leben auszuharren.

Immer waren es Mutige, die bei der Hüttenwartin zu Gäste waren und auf das Tagwacheklopfen warteten, um sich dann auf den «Pfad der Stärke und Vorsicht» aufzumachen. Menschen, die genau wissen, daß zwischen Berg und Mensch eine einseitige Liebe besteht. Wohl zeigt der Palü mit seiner Nordwand das erhabendste Schaustück der Alpen. Doch diese Geste ist keine Einladung, keine Umarmung. Menschen können nicht wie die Gamsen in die Abbrüche hineinragen, können nicht wie diese eleganten Geschöpfe tausend Meter Tiefe in zwei Minuten überwinden. Unvergessen bleibt der erste Durchstieg Rudolf Honeggers und Hans Hürlimanns vom 14. November 1941: die 800 m hohe Eiswand forderte 6½ Stunden. Eine Lawine hatte die Eisflanke blankgefegt. Die schwierigste Stelle befand sich im zweiten Drittel der Wand mit fast 75 Grad Steile — so glatt auf zwei Seillängen, als wäre sie mit einem Hobel bearbeitet. Rast gab es nur bei den Sicherheitsstufen, die mit dem Eispickel ausgehauen wurden. Eishaken — unbekannt . . . Die Hütten-

wartin erlebte das dann alles mit. Es gehört zu ihrem Privileg. Sie kennt den Anfang und das Ende — die Schauspiele der Gesichter und des Geschehens am Berg. Jedes Ende, auch das letzter Vollendung am Berg. Hier an dem festlichen Tor des Morteratschreviers und der Chünetta ist die Pforte zur Transzendenz — zu dem die Grenzen des menschlichen Bewußtseins Überschreitenden, Übernatürlichen, Jenseitigen. Der Palüfirndom, der mit seinen 3 Pfeilern aus der romanischen Baukunst in die Gotik des übersinnlichen Emporstrebens führt, dieses dem Menschen hier gebotene dynamische System der Überwindung der Baumassen, wie es die europäische Kunstperiode im Anschluß an die Romantik bis zur Renaissance demonstriert, muß selbst distanzierte Naturen bannen. Der ansprechbare Mensch kann dieses Schauspiel nicht mit ein paar lässig hingeworfenen Worten abtun. Hier erweist sich seine innere Qualität.

Die Hüttenwartin hat dieses Erleben weit über ein Dezennium hinaus in ihr Lebenstal genommen. Der Ruf ihres alten Vaters hieß sie, für immer fortzugehen. Sie hat seitdem den Atem dieser majestätischen Landschaft nicht mehr gekostet. Sie mußte nun wieder in den Niederungen leben — da, wo oft kleinlicher Streit ist und das Wort eines Kierkegaard Geltung hätte: «Der heutige Zustand der Welt, das ganze Leben ist krank. Wenn ich Arzt wäre und man mich fragte, was rätst du? — ich würde antworten: Schaffe Schweigen! Bringe die Menschen zum Schweigen!»

Dort im Banne der Diavolezza lebt dieses Große und Adlige und mahnt uns in Ewigkeit.